

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 1 (1921-1922)
Heft: 12

Artikel: Aus Bundesrat Baviens Lebenserinnerungen
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-154044>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

12 %. Daß bei einer solchen Schuldenlast und solchen Zinsen die Leute nicht aufkommen können, ist klar.

Diese unanfechtbaren Angaben eines englischen Beamten zeigen den miserablen Stand der gewöhnlichen Bauersleute in Indien und daran ist zum guten Teil die hohe Landsteuer schuld. Eine Statistik, vom indischen christlichen Jünglingsverein herausgegeben, sagt, daß von den 320 Millionen Einwohner Indiens $\frac{1}{5}$ an beständiger Unterernährung leide und 40 Millionen Menschen in Indien sich per Tag mit einer einzigen Mahlzeit begnügen müssen. Was Wunder, wenn ein Fehljahr, das in einem wohlhabenden Lande wirklich Teuerung erzeugt, in Indien eine eigentliche Hungersnot hervorruft. Zwischen 1850 und 1900 waren in Indien etwa 24 Hungersnöte, die 25 Millionen Menschen hinrafften.

An der Armut Indiens ist England viel schuld; aber alle Schuld kann man ihm nicht aufladen. Das Kastenwesen Indiens, das Ackerbau und Gewerbe verachtet, hält eine gesunde Entwicklung von Landbau und Industrie auch zurück. Die Bauersleute passen sich sehr schwer den neuen Verhältnissen an. Die ungeheuren Summen, die in keinem Zins tragendem Schmutz angelegt sind und die Prozessiersucht der Leute, alles das hilft mit zur Armut. Aber ihre eigene Schuld erkennen die Hindu nicht, alles wird auf die Regierung geworfen. Der Hauptführer der Unzufriedenen, Gandhi, möchte nun Indien wieder zurückführen ins goldene Zeitalter, in dem Indien glücklich war, ehe die Europäer kamen. Aber das ist unmöglich. Indien muß mit der übrigen Welt Schritt halten, mit oder ohne England, oder zu Grunde gehen.

Aus Bundesrat Bayers Lebenserinnerungen. *)

(Fortsetzung.)

Drittes Decenium.

„Der Mann muß hinaus
ins feindliche Leben.“

Die Straßenbauten in Graubünden wurden von dem genialen Oberst Richard Lanicca geleitet und in mustergültiger Weise ausgeführt. Kein Land in Europa hat, im Verhältnis zu seiner Einwohnerzahl, so Bedeutendes geleistet wie der Kanton Graubünden und unter den verdienstvollen Männern, welche das Zustandekommen des graubündnerischen Straßennetzes förderten, nimmt Lanicca die vornehmste Stelle ein. — Meine erste Verwendung im Felde erhielt ich bei dem Bau der Oberländerstraße.

Nach und nach führte ich eine ganze Reihe von Straßenbauten im Kanton aus, von denen die hauptsächlichsten die Oberländer- und die Berninastraße waren.

*) Abdruck dieses Beitrages ist nicht gestattet.

Man vergab in der Regel Strecken von 10—15 Kilometer Länge, nachdem sie sorgfältig ausgemessen und berechnet worden waren, an tessinische und italienische Unternehmer, von denen sie zu beispiellos billigen Preisen solid und schön ausgeführt wurden. Da Kunstbauten und Mauerwerk nach Maaß bezahlt wurden, hatte der bauführende Ingenieur, der überhaupt für planmäßige Ausführung des Baues verantwortlich war, sehr viel zu tun und war den ganzen Tag vollauf in Anspruch genommen. Man war zum Frühaufstehen und beständigen Herumlaufen gezwungen, da kein Fundament einer Mauer, kein Brückenpfeiler etc. ohne vorherige Besichtigung und Vermessen durch den Ingenieur ausgemauert werden durfte und wobei die armen Arbeiter, welche meist einen Unter-*Accord* hatten, beständig drängten, sodaß man oft kaum imstande war, sich überall zur rechten Zeit einzufinden.

Es bestand zwischen Ingenieur und Unternehmer ein freundschaftliches Verhältnis und ich erinnere mich nicht, daß zu meiner Zeit je ein Prozeß geführt wurde oder über Ausführung des *Affordes* sich ernstliche Streitigkeiten erhoben hätten. Die Unternehmer waren Leute, die seit vielen Jahren im Lande arbeiteten, sehr sparsam lebten, sich mit bescheidenem Gewinn begnügten und froh waren, wenn sie sich Anerkennung und Anwartschaft auf neue *Afforde* erwerben konnten. Später ist es freilich anders geworden. Diese Baukampagnen waren für mich eine herrliche Zeit. Jeder Tag brachte neue Bauten, die ich stets mit hohem Interesse verfolgte. Die mannigfaltigsten Arbeiten, Brücken, Mauern, Dämme, Wasserbauten, Schutzborrichtungen, Gallerien aus Holz oder Stein, Felsprengungen und Tunnels wurden ausgeführt und es war immer eine Freude, wenn ein Bauobjekt glücklich zustande gebracht worden war. Die mit den Arbeiten verbundene Bewegung in der Alpenluft war sehr gesund und mir zuträglich. Neben der Bauleitung wurden dann zu gewissen Zeiten neue Projekte ausgemessen, aufgenommen und im Winter im Baubureau ausgearbeitet. Das Tracieren der Straßen war noch interessanter als der Bau derselben, da es darauf ankam, eine schöne Entwicklung zu finden, sich dem Terrain möglichst anzuschmiegen, die besten Bodenverhältnisse aufzusuchen und für die Sicherheit der Straße durch vorsichtige Anlage, möglichste Vermeidung von rutschenden Abhängen und Lawinenzügen zu sorgen. Zu diesen Tracierungsarbeiten zogen gewöhnlich zwei junge Ingenieure mit einem halben Duzend Hilfsarbeiter aus und verweilten einige Monate in den an dem *Tracé* liegenden Dörfern.

Im Jahre 1846 hatte ich einen äußerst interessanten Straßenbau am Bernina zu leiten, woselbst die Linie von Oberst *Lanica* in meisterhafter Weise traciert worden war. Ohne eine einzige Kehre anzubringen führte er die Straße von *Pisciadello* bis *La Motta* durch sehr geschickte Benützung des Bodens, auf welchem eine Anzahl kleinerer und größerer Hügel vorkamen, immer mit einer Steigung von 8 % hinan; jeden Augenblick wurde man durch ein ganz neues Panorama, welches sich den erstaunten Blicken darbot, überrascht. Ich möchte beinahe die Behauptung wagen, daß in ganz Europa keine so kühn und geschickt angelegte Bergstraße vorkommt als das erwähnte Stück auf der Südseite der Bernina. Ich wohnte dort mitten unter etwa 400 italienischen Straßenarbeitern ganz allein in einem

Stalle, den ich mir möglichst komfortabel zur Behausung eingerichtet hatte. Ein Vorraum diente als Küche und hinter demselben lag ein Gemach, das als Salon, Arbeits- und Schlafzimmer benützt wurde. Daneben befand sich, in den Berg eingegraben, noch Keller und Vorratskammer; die Letzteren enthielten köstlichen Beltlinerwein, Salami, Schinken, Käse, Reis, getrocknete Fische, monatealtes, vortreffliches Roggenbrot — man nannte es „Bracciadella“ — das mit einem Hammer zer schlagen wurde. Hierzu kamen noch öfters Wildpret und Forellen aus dem Buschlaversee. Letztere haben rotes Fleisch und sind die besten, die ich noch je genossen habe. Ich war mein eigener Koch und zugleich der einzige Gast in der Hütte. Zur Bedienung hatte ich einen zwölfjährigen Knaben — man hieß ihn, da er den Steinsprengern das Pulver abliefern mußte, den „Polberino“. Er mußte Holz und Wasser tragen, Feuer anzünden und mein Bett so gut machen, als es der Knirps imstande war. Mittags kam ich mit einem Wolfshunger nach Hause, setzte mich ans Feuer und fing an zu kochen; bald Polenta, bald Risotto und dazu einen Hasen, einen Fisch oder mehr, in Ermangelung desselben ein Stück Salami und Käse. Alles war aufs Trefflichste zubereitet, denn der Hunger ist der beste Koch. Statt es aber auf den Tisch zu tragen, verspeiste ich es meistens kurzerhand aus der Pfanne. Als dann später ein Unternehmer, Podestat Pozzi von Buschlav, der ein ganz ausgezeichnete Jäger und Koch war, bei mir wohnte und das Küchenregiment übernahm, wurde weniger tumultuarisch vorgegangen. Der Polberino deckte den Tisch und ich wartete, freilich ungeduldig genug, bis Pozzi mit einem Gericht nach dem andern erschien.

Bei der großen Müdigkeit, die mir das zwölfstündige Herumlaufen jeden Tag verursachte, schlief ich abends nach der Mahlzeit sofort ein und hatte kaum Zeit, mich ins Bett zu begeben, wo ich trotz dem primitiven Zustande desselben und trotzdem ich mitunter Mäuse darin fing, köstlich schlief und mich jeden Morgen äußerst ungern von meinem Lager erhob.

Ich arbeitete die ganze Woche in meinem Palast auf den Bergen. Jeden Samstag abend ging ich nach dem, etwa 3 Stunden entfernten Boschiavo, wo der Sonntag in heiterster Weise verbracht wurde.

Es begab sich einmal, als ich nach dem Sfazzù (so hieß mein Stall, d. h. „der Unverschämte“; ich hatte diesen Titel aber nicht selbst erworben, sondern er ging durch Erbschaft von dem früheren Besitzer des Stalles auf mich über) zurückkehrte, daß ich meine Vorratskammer vollständig geplündert traf. Der famose Beltliner, Cognac, Zigarren, Salami, Schinken, alles war fort; die Diebe hatten bemerkt, daß die Hütte unbewohnt sei (denn wenn ich dort schlief, ließ ich jeden Abend ein paar Schüsse los) und hatten sich all der Herrlichkeiten bemächtigt! Auf die Straßenarbeiter hatte ich keinen Verdacht; denn ich wußte, daß ich in ihrer Mitte sicher war. Ich glaube eher, daß Bauern aus der Umgebung die Tat verübten. Uebrigens konnte man niemandem etwas beweisen. Was Straßenarbeiter und Italiener überhaupt anbelangt, so sind sie weit besser als ihr Ruf. So nüchterne, arbeitame, dienstfertige und zufriedene Menschen findet man wohl in keinem andern Lande. Sie haben freilich auch ihre Schattenseiten. Sie sind nicht zuverlässig. Ihr Blut ist leicht in Bewegung. Sie sind

leidenschaftlich, jähzornig und rachsüchtig, woraus dann oft schlimme Gändel entstehen. Indessen kommt es selten vor, daß sie raffinierte Verbrechen mit Arglist vorbereiten und mit Vorbedacht zur Ausführung bringen. Dies ereignet sich bei ihnen jedenfalls nicht häufiger als bei andern Nationen.

Auch im Jahre 1847 führte ich den Bau der Berninastraße, auf einer andern Strecke, aus, nämlich von Val Drezza bis San Claro bei Ruschlan und hatte mein Standquartier am letztern Orte. Die zwei Jahre, welche ich am Straßenbau auf Bernina zubachte, boten mir den Anlaß, die italienische Sprache zu erlernen. Ich hatte in Chur nur ein halbes Duzend Privatstunden darin genommen, bei denen ich nichts lernte und kam also ganz unwissend unter die italienischen Arbeiter, denen ich mich durch Zeichen und französische Ausdrücke verständlich zu machen suchte. Bald aber fing ich unverzagt an, italienisch zu radbrechen, studierte, so viel ich Zeit fand, Grammatik und Dialoge und fing an zu schreiben und brachte es endlich so weit, daß ich erträglich lesen, schreiben und reden konnte. Natürlich fehlte mir noch vieles und ich erwarb meist erst nach und nach so viel Routine, um ziemlich korrekt schreiben und sprechen zu können.

Als ich im Herbst 1847 nach Chur zurückkehrte, befand sich das ganze Land in großer Aufregung. Schon seit Jahren bestand ein Zermwürnis zwischen den sieben Kantonen (Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern, Zug, Freiburg und Wallis) samt den katholischen Landesteilen der übrigen Schweiz gegenüber der protestantischen, meist liberalen Bevölkerung in den andern Kantonen. Die Luzerner hatten die Jesuiten in ihren Kanton eingeführt und hauptsächlich hiedurch Veranlassung zu den an und für sich unberechtigten Freischarenzügen gegeben. Die Teilnehmer an diesen Zügen wurden zurückgetrieben und manche von ihnen kamen um oder wurden ins Gefängnis geworfen. Sie hatten dies ihrem geflohenen Benehmen selbst zuzuschreiben; aber hiedurch erhielt der Haß gegen die katholischen Stände, die sich zu einem sogenannten „Sonderbund“ vereinigt hatten, neue Nahrung und die Tagsatzung von 1847 führte endlich die schon lange vorbereitete Entscheidung herbei.

Mit der knappen Mehrheit von zwölf Stimmen — das Zünglein der Wage lag damals bei St. Gallen und Graubünden — wurde beschlossen, den Sonderbunds-Kantonen den Krieg zu erklären, sofern Luzern sich länger weigere, die Jesuiten auszutreiben. Und es kam zum Krieg! Als Obergeneral der Tagsatzungstruppen wurde Oberst Dufour in Genf gewählt. Die Sonderbunds-Kantone wählten den Obersten Joh. Ulrich von Salis Seewis, den Onkel meiner spätern lieben Frau, zum Anführer.

Auch ich mußte in den Kampf ziehen. Es geschah mit schwerem Herzen und ich machte meinem Kummer über den Bruderkrieg in Poesie und Prosa in den damaligen Zeitungen Luft. Einige poetische Stylübungen habe ich vergessen. Es sind mir nur ein paar Verse im Gedächtnis geblieben, die zwar keinen Anspruch auf Originalität machen können, sondern nur die Anwendung der alten Fabel vom Bären (der die Mücke und den von ihr belästigten Schäfer erschlug) auf schweizerische Verhältnisse sind. Sie lauteten:

Einst lebte gepriesen im herrlichen Land
 Eine Tochter der Niesen, Helvetia genannt,
 Bewacht von dem Bären mit zottigem Haar,
 der treuer Bedienter und Wächter ihr war. —
 Die Dame ermüdet begab sich zur Ruh
 und neben sie legte der Bär sich hinzu.
 Doch sieh! eine Mücke gar schwarz und erpicht,
 die setzt sich dem Fräulein gar fest ins Gesicht.
 Der Bär intimiert ihr: sie müsse gleich fort,
 doch frech blieb die schwarze am nämlichen Ort.
 Da wurde der Muz zornig, erhob seinen Arm
 und schlug auf die schwarze, daß Gott sich erbarm!
 Er hat sie erschlagen, die schändliche Brut,
 doch ach seine Herrin liegt sterbend im Blut.

Glücklicherweise ist aber diese düstere Auffassung nicht zur Wirklichkeit geworden; denn nach Beendigung des Sonderbundskrieges hat die Schweiz 25 Jahre verlebt, die unbedingt als die glücklichsten in ihrer fünfhundert-jährigen Geschichte bezeichnet werden können. Unter der Bundesverfassung von 1848 entwickelte sich die Eidgenossenschaft in höchst erfreulicher Weise im Innern und verschaffte sich eine Achtung und Anerkennung im Auslande, wie sie es seit Jahrhunderten nicht genossen hatte.

Selbst die damaligen Gegner der Verfassung konnten später, als es sich darum handelte, die Verfassungsrevision (nach meiner Ansicht eine bedeutende Verschlechterung der ursprünglichen Verfassung) in den Jahren 1872 und 1874 durchzusetzen, nicht Worte genug finden, um diejenige von 1848 und ihren wohlthätigen Einfluß anzuerkennen und zu preisen. —

Ich war einer Compagnie Scharfschützen zugeteilt und sollte mit denselben, als Leutnant, nach dem Freien Amt, Kanton Aargau, ziehen.

Aber Herr Oberst Lanicca, der als Chef des Genie-Corps der Division Lubini, welche das Tessin und den Gotthard besetzte, bezeichnet worden war, wählte mich zu seinem zweiten Adjutanten und Sekretär. Als solcher blieb ich mit dem ersten Adjutanten, Hauptmann Tornaro aus Rapperswil, bis zum Ende des Feldzuges in Tätigkeit.

Von Chur aus reiste Lanicca mit der Post nach Bellinzona. Ich folgte mit zwei Pferden und einem Bedienten ihm nach. Unser Ritt, den wir am 4. November begannen, bot einige interessante Vorfälle. Der Bediente war ein Wegmacher namens Bernhard Ruhn, der, glaube ich, aus dem Kanton Uri stammte. Er hatte sich nur mit großem Widerwillen, durch seinen Vorgesetzten, Oberst Lanicca, dazu bestimmen lassen, mit mir und den Pferden nach dem Tessin zu kommen, dabei aber das Versprechen erhalten, daß er, sobald wir dort angelangt seien, sogleich wieder zurückkehren dürfe. Wir ritten in der Frühe von Chur ab und gelangten nach einer Stunde in das katholische Dorf Ems, dessen fanatische Einwohner uns, als wir in eidgenössischer Uniform mit der Feldbinde am Arm hindurchritten, mit finsternen Blicken anstarrten und uns wilde Flüche nachsandten. Bernet (so hieß mein Bedienter gewöhnlich) wollte umkehren und ich hatte viel Mühe,

ihn zur Weiterreise zu bewegen. Wir kamen glücklich durch das Dorf, in welchem mich manche kannten. Ich grüßte freundlich, affectierte die größte Unbefangenheit und ritt, in gemessenem Schritte vorwärts, währenddem sich Bernet ängstlich an meine Seite drängte. Als wir den Ort hinter uns hatten, hielt er an und sagte mir: „Ich bin eigentlich doch ein rechter Narr, daß ich mich zu solchen Dummheiten brauchen lasse. Die ganze Geschichte geht mich nichts an, die Sonderbündler sind mir so lieb als die Andern und auch die Jesuiten haben mir nichts zu leid getan. Warum soll ich unschuldiger Familienvater mein Leben riskieren, weil die Herren auf der Tagsatzung, die selber schön zu Hause bleiben, mit einander Händel angefangen haben.“ Es war nicht leicht, solche Argumente, die man übrigens vielfach auf dem Lande hörte, zu widerlegen; denn die üblichen Redensarten wie: Bund im Bund, Jesuiten, Vaterlands-Verräter, Dunkelmänner, Pfaffen usw. zogen nicht mehr recht und waren nachgerade abgenützt worden. Ich selber mußte mir sagen, daß der begonnene Krieg mehr auf Gewalt als auf Recht beruhe und ich beklagte es auf das Tiefste, daß die Eidgenossen den Bruderkrieg begonnen hatten. Aber meine Pflicht hatte mich nun einmal ins Feld gestellt und ich erfüllte sie auch soweit als es mir möglich war.

Am ersten Tag ritten wir bis Splügen. Ich hatte aber große Not, Bernet in ein etwas lebhafteres Tempo zu versetzen, da er absolut nur Schritt reiten wollte. Er war ungefähr ein Reiter wie Don Abbondio in den *Promessi sposi*. Einige Male ließ ich mein Pferd ein wenig ausgreifen und er mußte notgedrungen nachfolgen, weil sich das seinige nicht zurückhalten ließ. Aber er geriet in eine verzweifelte Stimmung, verlor die Steiabügel, hielt sich am Sattelpfopf und an der Mähne und bat mich, mit einem armen Mann nicht auf solche Weise umzugehen. Ich fügte mich seinen Bitten und mußte den Weg in höchst langweiligem Schritte zurücklegen und konnte so erst spät in Splügen eintreffen. Dort war alles gefroren und bei empfindlicher Kälte und beständiger Gefahr des Ausgleitens der Pferde ritten wir am zweiten Tage über den Bernhardin bis Misor, wo alles italienisch sprach, von dem Bernet keine Silbe verstand. Die jungen Burschen von Misor waren eifrige Radikale und erbitterte Feinde der Pfaffen und Jesuiten. Sie kamen haufenweise, in Calabreser Hüten, mit Stukern bewaffnet, machten funkelnde Augen und brüllten die neuesten italienischen Freiheitslieder von Pio Rono, so daß meinem Bernet Angst und bang wurde. Er bat mich, ihm zu gestatten, bei mir in der Kammer zu schlafen. Als wir dort waren, verbarrikadierte er die Türe auf das sorgfältigste, indem er sagte, wir seien unter eine Räuberbande geraten und es sei die Frage, ob wir mit heiler Haut davon kämen. Endlich schliefen wir ein, aber ich wurde bald durch schreckliches Stöhnen aufgeweckt und als ich Bernet, der gräßliche Töne ausstieß, weckte, sagte er, es sei ihm eine Hexe auf der Brust gefessen und habe ihn umbringen wollen. Es war ein Alp, den das ungewohnte Reiten ohne Zweifel bei ihm veranlaßt hatte. Wir begaben uns bei Tagesanbruch wieder in den Sattel und ritten über Lottallo, Roveredo und Grono nach Vellenz. Am letzteren Orte langten wir Nachmittags an und fanden Oberst Lanicca schon eifrig damit beschäftigt,

einen Aufstellungsplan für die Division zu zeichnen und die nötigen Dispositionen der Verteidigung des Gotthards zu treffen. Aber kaum hatten wir ein wenig ausgeruht, so wurden wir abends 6 Uhr sehr unangenehm überrascht. Die sämtlichen Glocken von Bellinz begannen zu läuten und die ganze Einwohnerschaft stürzte sich auf die Straßen, die Tessinersoldaten stürmten undiscipliniert und planlos herum und alles war von panischem Schrecken ergriffen und rief, die Urner seien im Anzug. Seit Jahrhunderten hatte der Name „Urani“ einen schauerlichen Klang im Tessin, weil er an die Zeit erinnerte, zu welcher die Urner als Herren des Tessins schalteten, Landvögte einsetzten und von Zeit zu Zeit mit bewaffneter Macht hinüberzogen um fürchterliche Strafgerichte abzuhalten. Bald stellte sich indessen heraus, daß die ganze Panik nur von blindem Lärm herrührte. Immerhin hatte er auch uns in Bewegung gesetzt und uns genötigt, im Dunkeln durch die Straßen mit der lärmenden Volksmenge zu reiten, bis sich herausstellte, daß weit und breit keine Urner in Sicht waren und wir endlich in unserm Quartier von den Strapazen ausruhen konnten. Von Bellinzona rückten wir durch das Vivinertal hinauf bis nach Airolo. Bernet mußte, trotz allen Protesten mit uns, weil man keinen passenden Bedienten finden konnte und das ihm gegebene Versprechen wurde nicht gehalten, nach dem alten Spruch, daß der Krieg alle Rechte aufhebt. *Inter arma silent leges.*

Einige Tage verlebten wir nun in Airolo in vollkommener Ruhe und genossen unter dem Präsidium des Divisionärs Luvini Tafelfreuden und Musik und ritten spazieren, ohne den ganzen Tag irgend etwas ernstliches zu tun. Oberst Lanicca wollte aber nicht müßig bleiben. Oberhalb Airolo, etwa halbwegs bis zur Val-Tremola steht ein Hügel, der das ganze Tal beherrscht. Es ist der Motto Bartola. Oberst Lanicca beschloß, hier eine Verschanzung anzulegen und ich war nun den ganzen Tag hindurch damit beschäftigt, diese Arbeit mit einer Compagnie Sappeure auszuführen. Abends traf ich dann stets fröhliche Gesellschaft im Hotel, wo der ganze Generalstab der Division einquartiert war.

Die Truppen wurden sehr gut gepflegt, hatten leichten Dienst und wurden bei dem Schlaraffenleben ganz übermütig. Jeden Abend zogen sie mit Musik vor das Hauptquartier, verlangten zum Kampf geführt zu werden und brüllten allerlei ad hoc verfaßte Kriegslieder. So lautete eines derselben:

Audiam a Lucerna, cacciar i Gesuiti
Siam tutti uniti e pronti a marciar!

ein anderes:

Al par degli antichi romani guerrieri
Saremo noi fieri al di di pugnar.

Der Refrain war dann in der Regel:

„Evviva Luvino del patrio Ticino
d'Elvezia splendor!“

Aber es sollte mit dem Splendor bald ein Ende nehmen und nur zu früh erschien den tapfern Schreibern der „di di pugnar“!

Am 17. November saßen wir Mittags bei reich besetzter Tafel (ich war schon Vormittags von Motto Bartola herunter gekommen), als plötzlich ein Soldat, vom Vorposten auf Motto Bartola, schreckensbleich und atemlos hereinstürzte und nichts anderes hervorbringen konnte als „Vengono gli Urani!“ und sich halb ohnmächtig auf einen Stuhl warf. Als er endlich zu sich kam berichtete er, „eine große Schar Urner sei den Gotthard herunter gekommen und habe fortwährend geschossen, worauf die Vorposten auf Motto Bartola (trotz der Verschanzung!) Reißaus genommen haben und er vorausgeeilt sei, um die Nachricht zu verkünden. Es erfolgte nun eine unbeschreibliche Szene des Schreckens und der Ratlosigkeit.

(Die Obersten Luvini und Pioda, der Großrichter Battaglini und die meisten Andern erhoben sich von ihren Sigen und liefen im Saal herum.)

Endlich rief Luvini den Oberst Lanicca und sagte ihm, er solle sofort alle Dispositionen treffen, um sich gegen den Feind zu verteidigen. Lanicca erwiderte, es sei dies eigentlich Sache des Divisionärs, aber er sehe wohl ein, wie die Dinge stehen und werde daher das Nötige besorgen. Darauf gab er Fornaro und mir den Befehl, in die verschiedenen Kantonnements zu reiten und die dort liegenden Truppen alle nach der Schlucht von Stalvedro zu führen, wo er sie erwarten und aufstellen werde.

Es war etwa Nachmittags 2 Uhr und wir beeilten uns, ventre à terre, an die bezeichneten Orte zu reiten und die Soldaten herbeizubringen. Es bedurfte unglaublicher Mühe, die Offiziere zu vermögen, dem Befehle Folge zu leisten und nur zögernd und angsterfüllt kamen sie endlich mit ihren Compagnien an Ort und Stelle. Dort bezeichnete ihnen Oberst Lanicca die einzunehmenden Stellungen, aber so oft er eine Abteilung verließ, um die andern aufzustellen, ergriff die erstere die Flucht und rannte den oberhalb Stalvedro befindlichen Hügel hinunter. Der Divisionär Luvini und der Brigadier Pioda hielten sich in der Gallerie von Stalvedro auf und nur einige Offiziere, darunter der alte Oberst Stoppani, der in Spanien gedient hatte, der Artilleriekommandant Belladini, der Scharfschützen-Hauptmann Ramelli und Hauptmann Fogliardi hielten Stand. Sie konnten aber so wenig als wir die allgemeine Deroute aufhalten. Die ganze Mannschaft stürzte sich auf die Straße nach Bellinzona und alle Versuche sie zum Stehen zu bringen blieben fruchtlos. Auf der Brücke von Piotta stellten Lanicca und ich die Pferde quer über die Straße, aber die Soldaten krochen zum Teil unter dem Bauch der Tiere hindurch und zum Teil drängten sie sich zwischen uns und den Brücken-Parapetten vorbei. Alles bewegte sich abwärts in wilder Flucht. Die Urner waren so weit entfernt, daß man sie mit bloßem Auge kaum unterscheiden konnte und ihre Schüsse kaum hörte und meistens nur an dem kleinen Rauch, der dabei entstand, bemerkte. Die Soldaten schauten mit wilden Blicken auf uns und ich sagte zu Lanicca, die Gefahr für uns besteht nicht darin, von den Urnern, sondern von unsern eigenen Leuten erschossen zu werden. Er sah dies auch recht wohl ein und wir sprengten über die Wiesen neben der Straße davon, um vor den Truppen Dazio grande zu erreichen. Luvini und Pioda waren in einer Postkutsche schon vor uns in Dazio Grande angekommen. Dort verlangte Lanicca vom Divisionär, daß er Befehl erteile, den Engpaß

zu verteidigen, was eine leichte Sache sei, da sich eine bessere Position gar nicht denken lasse. Luvini weigerte sich aber, dies zu tun und unterdessen stürmten die Vordersten der fliehenden Kolonne, von denen viele Gewehr und Haberjack weggeworfen hatten, um besser laufen zu können, an uns vorbei und wir sahen, daß nunmehr alles verloren war. Es war überdies dunkle Nacht geworden und Lanicca erklärte daher dem Divisionär Luvini, daß er nun nach Graubünden eilen werde, um dort Hülfe zu suchen. Luvini mit seinem Stab fuhr weiter; wir ritten durch das Liviner Thal hinunter, in Taido erlangten wir mit Mühe Erfrischung für uns und die Pferde und ebenso in Biasca. Am Morgen des 18. Novembers langten wir dann in Roveredo an. Ich war totmüde, sodaß ich die Treppen des Wirtshauses hinauffrieden mußte und auch die Pferde fielen beinah um. Nur Lanicca war, obschon über 50 Jahre alt, noch vollkommen rüstig und währenddem ich auf dem Sofa sofort einschlief, verfaßte er einen ausführlichen Bericht. Des Morgens in aller Frühe langte eine Staffette von Luvini an, mit dem Befehl an Lanicca, nach Bellinzona zu kommen und den Monte Cenere zu verteidigen. Er weigerte sich aber, diesem Befehl Folge zu leisten und schrieb an Luvini ein Privatbillet, in welchem er ihn sagte, er begehe zwar einen schweren Disziplinarfehler und Luvini möge ihn anklagen. Er werde dann die Gründe auseinandersetzen, warum er nach Chur gehe und den Befehl des Divisionärs nicht beachte. Es ist übrigens von Luvini niemals dieser Vorfall auch nur erwähnt worden.

Die unbegreifliche Panik, die sich der jungen Tessinersoldaten bemächtigte, erklärt sich erstlich aus der instinktiven Furcht vor den Urnern und sodann aus dem Umstande, daß beinahe sämtliche Soldaten ganz neue, unerfahrene Rekruten waren, die man in aller Eile, erst seit ein paar Wochen, einerezert hatte. So kam es, daß vier Bataillone eine so überaus schmachvolle Flucht ergriffen und daran von der Mehrzahl der Offiziere keineswegs verhindert wurden, sondern von einigen derselben an Feigheit noch übertroffen worden sind. (Wie man Geschichte schreibt habe ich jetzt Januar 1895, also bald nach 50 Jahren, gelesen in der tessinischen Zeitung „Riforma“, welche in einer Reihe von Artikeln von Oberst C. C. die neuere Geschichte des Kantons Tessin darstellt. Nach ihr sind die Tessiner nur deshalb geflohen, weil sie von den Geistlichen gewarnt wurden, auf ihre katholischen Brüder, die Urner, zu schießen!) Auf unsern nächtlichen Ritten hatten wir noch allerlei Episoden. Der arme Bernet trabte, sich am Schweife meines Pferdes haltend, nach und geriet allmählich in solche Wut, daß er Oberst Lanicca in gröblichster Weise beschimpfte und ihm vorwarf, einen armen Familienvater schändlich betrogen und ins Unglück gesprengt zu haben. Ich eroberte für ihn an einigen Orten (wo er sich nicht hinwagen durfte, da man ihn als spia tedesca betrachtete) ein Stück Fleisch und Brot; auch stieg ich mitunter vom Pferde und ließ ihn eine Strecke weit reiten, sodaß er, freilich entseßlich müde und elend, doch gleichzeitig mit uns in Roveredo eintraf. Wir holten auf unserem Ritt nach und nach die fliehenden Soldaten mit Ausnahme derjenigen, welche sich als perfekte Schnellläufer erwiesen, alle ein; einer derselben, der in Todesangst vor uns floh, konnte endlich nicht mehr weiter und fiel endlich auf die

Knies, wo er nichts anderes sagen konnte als misericordia. Andere, die wir einholten, gaben vor, verwundet zu sein, was allerdings bei manchem richtig war. Nur rührten die Verletzungen lediglich vom Niederfallen auf der Straße und nicht von feindlichen Waffen her. Wir ließen Herrn Fornaro, Bernet und die Pferde in Roveredo und Oberst Lanicca und ich fuhren nach Chur. Wir mußten über den Berg im Schlitten fahren und langten um Mitternacht des 18. auf 19. November in Chur an. Dort war unsere Ankunft durch eine Staffette, Telegraphen gab es damals noch keine, angekündigt worden. Die Mitglieder der Regierung, sowie mein Vater, erwarteten uns im Regierungsgebäude, wo Lanicca ausführlichen Bericht über das Vorgefallene abstattete. Die beiden Tage vom 17. und 18. November werden mir stets in Erinnerung bleiben und ich habe es Gott zu danken, daß die ganz außerordentlichen Anstrengungen keine üblen Folgen für mich hatten. Wären die Tagelagerstruppen ebenso ratlos und verzagt gewesen, wie die Tessiner, so hätte die schweizerische Politik eine Wendung erhalten, die sicherlich nicht zum Wohle des Landes ausgefallen wäre.

In Chur blieben wir nun den 19. November und am 20. kehrten wir wieder nach dem Tessin zurück. Es waren uns 2 bündnerische Bataillone (Michèl und Buchli) in Gilmärschen vorausgegangen. Das Bataillon Michèl, welches wir schon auf unserm Weg nach Chur antrafen und zur Beschleunigung des Marsches aufgefordert hatten, langte am Abend des 20. in Bellinzona an und das von Buchli am 21. Lanicca und ich kamen ebenfalls am 21. dort an. Das müde Bataillon Michèl hatte, gleich nach seiner Ankunft, eine Probe zu bestehen, die glänzend ausfiel. Am Abend, als die Truppe kaum ihr Quartier bezogen hatte, ertönte die Sturmglocke; die ganze Einwohnerschaft war auf den Beinen. Man erzählte, daß die Urner im Anmarsch seien und schon die Brücke von Molinazzo (eine halbe Stunde von Bellenz) überschritten hätten. Das Bataillon wurde sofort alarmiert und es verging keine halbe Stunde, so marschierte dasselbe in bester Ordnung, mit klingendem Spiele, zur Stadt hinaus dem erwarteten Feind entgegen. Sehr bald aber zeigte es sich, daß alles nur blinder Lärm gewesen, der durch einige im Trab nachrückende Fourgons veranlaßt worden war und die Soldaten konnten, nachdem sie den ersten Beweis ihrer Tüchtigkeit abgelegt hatten, von den Strapazen ausruhen.

Durch die ruhige, disciplinierte Haltung der bündnerischen Bataillone wurde die Stimmung der geängstigten Bevölkerung sehr gehoben und man begann unter den Vernünftigeren sich der lächerlichen Angst ein wenig zu schämen.

Am 23. und 24. zogen die beiden Bündnerbataillone das Livinertal hinauf. Ich ritt auf Befehl des Brigadiers Oberst Eduard v. Salis, voraus, um Quartier zu bestellen und dem Quartiermeister an die Hand zu gehen. Schon in Biasca vernahm ich, daß die Urner, welche bis dorthin — und nicht weiter — gekommen waren, auf dem Rückzug begriffen seien. Man nahm dort Quartier und setzte am andern Tag den Marsch weiter fort. Schon am 24. langte in Taido eine Staffette an, welche die am 23. erfolgte Niederlage der Sonderbündler bei Gislikon meldete.

Hiermit war der Krieg in der Hauptsache beendet. In Faido erschien dann Quartiermeister Müller aus Altdorf, der als Parlamentär auftrat und wünschte, sich mit unserm Obersten in Verkehr zu setzen, um sich über verschiedene Fragen zu verständigen.

Er erzählte uns freimütig, daß die Urner nur sehr ungern den Gotthard überschritten hätten, indem sie erklärten, sie seien nur zur Verteidigung des Landes unter die Waffen getreten, aber keineswegs, um in den Tessin einzufallen. Nur mit großer Mühe brachte ihr Kommandant, Ingenieur Emanuel Müller von Altdorf, sie bis über die Höhe des Berges, wo sie einige Gewehrsalven in die Luft abgaben. Als sie dann aber den wunderbaren Effekt wahrnahmen, welchen diese Demonstration auf die Tessiner Milizen ausübte und dieselben in hellen Haufen das Tal hinunter laufen sahen, faßten sie Mut und zogen langsam, stets eines Hinterhaltes gewärtig, gegen Abend bis nach Airolo. Dort wurde ein feierliches Tedeum abgehalten und sodann der Zug weiter fortgesetzt bis Biasca, wo sie aber bald den Befehl zum Rückzug erhielten. Herr Müller speiste mit uns und reiste, cordial empfangen und verabschiedet, wieder über den Gotthard zurück. Es bestand in diesem Kriege eben doch keine tiefgehende Feindschaft. Man fühlte, daß Eidgenossen gegen Eidgenossen kämpften und jeder sehnte sich nach Beendigung des Bürgerkrieges. Es ging derselbe auch G. L. ziemlich unblutig und rasch zu Ende, wofür der ausgezeichneten, vorsichtigen und humanen Führung des Generals Dufour das hauptsächlichste Verdienst zukommt.

Wir blieben nun noch etwa 4 Wochen in den Quartieren von Airolo, Faido, Biasca. Es gestaltete sich, namentlich in Faido, der Aufenthalt zu einem wahren Capua. Schmausereien, Spazierritte und musikalische Produktionen lösten einander ab und alles fröhnte einem schlaffenmässigen Müßiggang. Endlich zogen wir zurück in die Heimat, und wenn auch nicht mit Kriegsrühm bedeckt, so doch gesund und zufrieden, daß alles über Erwarten gut abgelaufen und das gefährliche Spiel mit Schießgewehren von verhältnismässig geringen Folgen begleitet gewesen war.

Vaterländische Erziehung.

Von
Hans Dehler.

II.

Zwei leitende Gedanken sind es, die den Ausführungen Albert Barth's zugrunde liegen: einmal der Gedanke, daß das Wesen der Erziehung nicht in der Vermittlung gegenständlichen Stoffes, d. h. von Wissen, beruhe, sondern darin, den jungen Menschen zum Können, d. h. zur Anwendung und Betätigung seiner Anlagen zu befähigen; und zweitens, daß der Organismus, durch den die Erziehung vornehmlich besorgt wird,